

Wissenschaftsjahr 2012 – Glaube trifft auf Wissenschaft

Festrede bei der Verleihung des Rotary-Förderpreises am 21. Febr. 2012

Sehr geehrte Frau Stadtpräsidentin, sehr geehrter Herr Professor Thiele, sehr geehrter Herr Schumacher, liebe Preisträger, meine Damen und Herren!

Lübeck ist in diesem Jahr „Stadt der Wissenschaft“, sie hat um diesen Titel gekämpft, einmal war sie unterlegen, jetzt ist das Ziel erreicht. Lübeck darf diese Auszeichnung tragen, in der sich wie in keiner anderen das Bemühen der Menschen konzentriert, diese Welt nicht nur heller und verständlicher zu machen, sondern auch besser und lebenswerter. „Eine Gesellschaft braucht Wissenschaft und Forschung, um zukunftsfähig zu sein“ lautete der programmatiche Satz, mit dem Bildungsministerin Frau Dr. Schavan in St. Marien dieses besondere Jahr eröffnet hat.

Es geht nicht vorrangig um die Förderung einer wissenschaftlichen Elite, es geht um Breitenwirkung. Menschen – also wir – sollen „begeistert werden für Wissen und Wissenschaft“, so ist im Programmheft zu lesen, das Lübeck herausgegeben hat. Diese Begeisterung ist ein „Kernelement der Bildungskultur“ und Wissenschaft ein Schlüsselwort der Moderne. Das sind große Worte, man spürt ihnen ab, dass sie für ein Gegengewicht in einer Gesellschaft werben, die die Neigung hat, Konsum und passives Entertainment zu ihren Favoriten zu machen und Wissen einseitig unter dem Gesichtspunkt der Karriereförderung zu werten. Gern merke ich an, dass die rotarische Bewegung sehr dezidiert ein Bildungskonzept vertritt, das über Eigennutz und -interesse hinausgeht und am Gemeinwohl orientiert ist.

Die Frage drängt sich auf: welche Rolle spielt in dieser Bildungs- und Wissenskultur das Lübeck der 7 Türme, also das Lübeck, dessen Architektur und Geschichte wie kaum eine andere Stadt vom christlichen Glauben geprägt ist. Hier wurde die erste Großkathedrale aus dem neuen Baumaterial, dem gebannten Stein, errichtet, hier war ein Zentrum klösterlichen Lebens, St. Annen gehörte dazu, noch heute erkennbar, auch wenn die Klosterkirche ‚ruiniert‘ ist und bis auf einige Säulenstümpfe abgerissen wurde, hier führte der Reformator Bugenhagen die erste moderne, bürgerorientierte Stadt- und Kirchenverfassung ein und gründete eine Schule mit einem Bildungskonzept, das junge Menschen für ein tätiges, vernunftbestimmtes und im Glauben an Christus wurzelndes Leben vorbereiten sollte, hier in Lübeck fand im 3. Reich exemplarisch die Auseinandersetzung zwischen nazitreuen Deutschen Christen und Bekennender Kirche statt, und hier wurden die 4 Märtyrer, 3 katholische Geistliche und 1 evangelischer Pastor, als Zeugen des Evangeliums Opfer der Nazi-Justiz.

Es ist an diesem Ort also besonders naheliegend zu fragen: wie verhalten sich die beiden Schlüsselworte „Glauben“ und „Wissen“ zueinander? Wie meldet sich Glaube im Jahr der Wissenschaft? Oder sollte es sich um 2 völlig unvereinbare Welten handeln? Ich möchte Sie gern mitnehmen auf eine kleine, zwangsläufig kurz gehaltene Erkundungs- und Entdeckungsreise, die in dieser Stadt der Wissenschaft nicht fehlen sollte. Ich hoffe, dass sie auf Ihr Interesse trifft.

Es ist noch nicht allzu lange her, dass einer meiner Kollegen von einer Predigt erzählte, in der er auf das Verhältnis von christlichem Glauben und wissenschaftlichem Denken eingegangen war und gesagt hatte, beide seien keine Gegensätze. „Sie liegen aber auf verschiedenen Ebenen, und wir haben von Gott unsere Vernunft bekommen, um die Welt nach bestem Wissen zu erforschen“. Nach dem Gottesdienst habe ihn ein Lehrer für Mathematik und

Physik angesprochen und etwas polemisch gemeint: „Und wie ist das mit der Schöpfungsgeschichte? Da muss man doch den Verstand abschalten. Ich jedenfalls bringe meinen Schülern das Gegenteil bei“. Mein Kollege entgegnete: „An welche Schöpfungsgeschichte denken Sie? An die erste oder an die zweite?“ Darauf die erstaunte Rückfrage des Lehrers: „Gibt es denn zwei?“ Ja, es gibt zwei Schöpfungsberichte, sie unterscheiden sich erheblich in der Darstellung des Schöpfungsvorgangs, zwischen beiden liegt auch ein großer zeitlicher Abstand, aber in ihrem Zeugnis, in ihrer Grundaussage, dass Gott diese Welt und uns Menschen will, stimmen sie überein. Gerade an den Unterschieden zwischen diesen beiden Schöpfungsgeschichten in den ersten 2 Kapiteln der Bibel wird deutlich, dass wir sie nicht als naturwissenschaftliche Erklärungen über den Schöpfungsverlauf, als Konstruktionsbeschreibungen der Weltentstehung zu lesen brauchen, sondern uns ganz auf ihren Kern, auf ihre Botschaft konzentrieren können: diese Welt besteht nicht aus sich selbst heraus, sie verdankt sich nicht dem Zufall, sondern sie hat einen Schöpfer, der sie ins Dasein rief, im Dasein erhält und auf ein Ziel zuführt.

Die polemischen Erfahrungen, von denen mein Kollege berichtet, gehören wohl eher zu den Ausnahmen, sie haben eine lange, z. T. jahrhundertlange Vorgeschiede mit gegenseitigen Dominanzansprüchen von Theologie und Naturwissenschaft, mit Versuchen beider Seiten, die eigene Position als die allein wahre darzustellen. Nach meinen Beobachtungen ist heute das Verhältnis von Naturwissenschaft und Glaube im Großen und Ganzen entspannt. Die Bereitschaft ist vorherrschend, sich nicht nur gegenseitig zu respektieren, sondern als komplementär, als ergänzend zu verstehen, sich also gegenseitig das Recht unterschiedlicher, auch gegensätzlicher Sichtweisen auf die Wirklichkeit, auf das Leben und den Menschen einzuräumen und sie als notwendig anzuerkennen.

Ein Gegeneinander von Naturwissenschaft und Glaube entsteht immer dann, wenn eine oder auch beide Seiten ihre Weise, der Wirklichkeit zu begegnen, absolut setzen und daneben nichts anderes mehr gelten lassen. Gegenwärtig lassen sich zwei solche Verabsolutierungen der eigenen Sichtweise beobachten, die einen unversöhnlichen Gegensatz schaffen.

Da ist auf der einen Seite der kämpferische, missionarische Atheismus eines Richard Dawkins, dessen Buch „Gotteswahn“ eine Millionenauflage erlebt hat. Dawkins meint, aus den Erkenntnissen der modernen Naturwissenschaft zwingend die Leugnung Gottes ableiten zu müssen, dabei schreckt er vor Verunglimpfungen nicht zurück. „Der Glaube an Gott ist eine Krankheit, die ausgerottet werden muss“ ist seine aggressive Devise. Wie ein Spiegelbild dieses Dawkins`schen Fundamentalismus erscheint auf der anderen Seite der besonders in den USA verbreitete „Kreationismus“, der sich vehement gegen die Annahmen der Evolutionstheorie wendet. Ausgehend von der Verbalinspiration, also von der wörtlichen Inspiriertheit der biblischen Texte, verteidigt der Kreationismus die Irrtumslosigkeit der biblischen Schöpfungsgeschichten als naturwissenschaftliche Aussagen. Macht Dawkins aus seiner evolutionstheoretischen Erkenntnis eine Wissenschaftsideologie, die sich zur allein gültigen Wahrheit und Deutungskategorie erklärt, so macht der Kreationismus ebenso aus dem biblischen Glaubenszeugnis eine Ideologie, die nur sich selbst gelten lässt und andere wissenschaftliche Sichtweisen unter Atheismus-Verdacht stellt. So entstehen Pseudowissenschaften und Weltanschauungsdenksäulen, die sich dem Dialog verweigern und einer kritischen Nachprüfung entziehen. Verständigungsmöglichkeiten werden so zerstört, und die Neugier aufeinander, die Offenheit füreinander, Grundelemente der Kommunikation, erlöschen. Und das ist immer ein trauriger, bedauernswerter Vorgang, mit dem ich mich nie habe abfinden können.

Das schon genannte Stichwort „Komplementarität“ halte ich für das wesentliche Element dieser Offenheit. Komplementäre Perspektiven sind der Naturwissenschaft vertraut und auch

der Theologie, sie sind notwendig und unerlässlich für ein ganzheitliches Wirklichkeitsverständnis.

Erlauben Sie mir eine biographische Bemerkung mit einem Blick auf die Entstehung einer „Wissenskultur“ in frühen Jahren. Schaue ich auf meine eigene Schulzeit, von der ich 10 Jahre auf dem Katharineum verbracht habe – mit Gewinn, wie mir immer deutlicher wird, dann war das Verhältnis zwischen natur- und geisteswissenschaftlichen Fächern wohl eher von einem Nebeneinander als einem komplementären Miteinander bestimmt. Das hing mit besonderen Faktoren und Umständen zusammen.

Die ersten 3 Jahre nach dem Kriegsende 1945 waren lehrbuchfreie Jahre, was auf die Gestaltung des Unterrichts entscheidenden Einfluss hatte. Alle Lehrbücher waren als braun-nazistisch durchsetzt eingezogen, auch die für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer. In den 3-Satz Aufgaben in Mathematik wimmelte es nur so von Hitlerjungen, „Deutsche Physik“ bewies ihre Kriegstauglichkeit in vielen Beispielen, und „Deutsche Biologie“ – das erinnere ich sehr genau – lehrte als wissenschaftliche Kernaussage in den Lehrbüchern aller Alterstufen die physische und mentale Überlegenheit der arisch-nordischen Rasse und die Minderwertigkeit von Juden, Slawen und Negern. Der Unterschied zwischen der Lichtgestalt des Ariers und dem verabscheuenswürdigen „Untermenschen“ wurde wissenschaftlich erarbeitet, Kopfvermessungen rassistisch unterschiedlicher Menschen wurden als Bildmaterial für diese Art von Wissenschaft präsentiert, die im anatomischen Institut der Reichsuniversität Straßburg einen Schwerpunkt hatte. Diese Bücher wurden natürlich aus dem Verkehr gezogen, mit ihnen auch zeitweilig eine Reihe von Lehrern. Diese Situation führte zu Unterrichtsformen besonderer Art. Wir fertigten nach Lehrerdiktat eigene Lehrbücher an, mein Biologieheft mit seiner Darstellung der Mendelschen Gesetze und der Welt der Amöben, illustriert mit bunten Zeichnungen, habe ich lange in Ehren gehalten. In Mathematik traktierte uns ein ehemaliger Marineoffizier in sphärischer Trigonometrie mit Schiffsstandortbestimmungen durch Einsatz des nautischen Jahrbuchs und des schuleigenen Sextanten, ein Unterrichtsfeld, das auf gar kein Lehrbuch angewiesen war. Ich habe alles als sehr nüchtern, realitätsbezogen, faktenorientiert – und sehr interessant erlebt. Im Nachhinein muss ich sagen, dass die Instrumentalisierung des Wissenschaft für verhängnisvolle ideologische Konstrukte, die im 3. Reich in die Schulwelt Einzug gehalten hatte, wie ein Schock wirkte und weltanschauliche Ausfälle jeglicher Art, besonders der Dawkinschen, unmöglich machte.

Bei einem für mehrere Jahrgangsstufen angesetzten Vortrag über den sog. Urknall als Beginn des seither ständig expandierenden Universums, in dessen Tiefen diese 1. Sekunde noch als Nachhall zu spüren sei, wurde in der Aussprache der Referent laienhaft, aber nachvollziehbar gefragt: Wer hat geknallt? Und womit hat er geknallt? Der Referent antwortete leicht verlegen und zurückhaltend, mit dieser Frage betrete man ein religiöses Feld, und da wolle er sich nicht festlegen, da gäbe es verschiedene Antworten, da müsse jeder eine eigene finden. Diese Botschaft entsprach dem sonstigen Schulbetrieb: man kommt sich gegenseitig nicht ins Gehege, man achtet und trennt die Sphären von Glauben und Wissenschaft und lässt einander in Ruhe.

Bei diesem Harmoniemodell ist zu beachten, dass für mich und manchen anderen der Schwerpunkt des inneren Engagements, unserer sich formender „Wissenskultur“, bei allem Interesse nicht bei den naturwissenschaftlichen Fächern lag. Viel faszinierender war, was mir in einer Fächerkombination begegnete, die großen Einfluss auf mich ausübte bis hin zur Entscheidung, Theologie zu studieren: Deutsch, Geschichte und Religion bei einem Lehrer, 3 Fächer sozusagen aus einer Hand. Die Reformation, um nur ein Beispiel zu nennen, war ein ideales Themenfeld für diese Kombination: das Reclamheft mit den beiden großen

Lutherschriften „An den christlichen Adel deutscher Nation“ und „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ und dem wunderbaren kleinen Essay „Sendbrief vom Dolmetschen“ – Lektüre in Unterprima – war ein Augenöffner für die Moderne: die unerbittliche Kritik an gesellschaftlichen und kirchlichen Missständen, der Kapitalismus der Fugger mit seiner wundersamen Geldvermehrung eingeschlossen, das Niederreißen der Mauer zwischen Klerikern und Nichtklerikern, weil Gottes Barmherzigkeit alle in gleicher Weise meint und ruft, der Christ, der niemandes Knecht oder Untertan ist, sondern von Christus zur Freiheit bestimmt, die nicht in Beliebigkeit und Willkür, sondern in der Liebe zum Nächsten ihre Gestalt gewinnt, die deutsche Sprache, der wir uns nicht zu schämen haben, weil sie wunderbare Möglichkeiten bietet, Genauigkeit und Schönheit zu vereinen – das ist für mich bis heute ein Tor zur Neuzeit. Hier ist Aufklärung am Werk: eine neue, unbefangene, vorurteilsfreie und vertrauensvolle Begegnung mit Gott und der Welt wird möglich. Hier wird Vorarbeit geleistet für die kühne Vision Kants vom „Ausgang des Menschen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit“ und seiner „Fähigkeit, sich seines Verstandes ohne Anleitung eines anderen zu bedienen“, wobei die Warnung Luthers nicht vergessen werden darf, dass der Verstand nie gefeit ist gegen den Unverstand, die Wissenschaft nicht gegen die Ideologie, der Glaube nicht gegen den Aberglauben und auch die Schönheit der Sprache nicht gegen Schlußerei und Verwahrlosung. Gerade die deutsche Geschichte zeigt, wie berechtigt und ständig aktuell diese Warnung ist.

Der Dank für die von Kant initiierte Aufklärung geht immer einher mit dem Erschrecken, wie schnell und gründlich sie im Deutschland der braunen Herren in der Justiz, in der Medizin, in den Medien, im Kulturbetrieb, in der Pädagogik usw. über den Haufen gerannt worden ist. Irrationalismus und Verblendung übernahmen die Herrschaft, zuletzt setzten sie auch mit verheerenden Folgen die militärische Vernunft außer Kraft, die den Kampf verbietet, wenn er aussichtslos geworden ist. Manche singen das Lied der Aufklärung in höchsten Tönen, ich vermag das nicht. Zur europäischen Aufklärung mit Menschenrechten, Demokratie und Selbstbestimmung gehört leider ein dunkler Abgrund, der diese Errungenschaften komplett und fast ohne spürbaren Widerstand verschlang. Im angelsächsischen Raum hatte die Aufklärung ein anderes Schicksal.

Später ist mir deutlich geworden, dass in dieser von der Reformation eröffneten Weltsicht, die Rationalität und Vertrauen auf einen uns liebend zugewandten Gott verbindet, ein neuer von Geisterfurcht und jeglicher Angst freier Zugang zur Natur angelegt ist. Für die Theologie war es dabei ein z. T. mühsamer Weg zu erkennen und zu akzeptieren, dass uns die biblische Überlieferung nicht sklavisch an ein bestimmtes Weltbild bindet, sondern dass es zur Freiheit eines Christenmenschen zählt, nach dem zeit- und weltbildunabhängigen Wort Gottes zu fragen und so den eigentlichen Reichtum der biblischen Überlieferung zu entdecken.

Wie diese Freiheit praktisch wird und zu welchen Ergebnissen sie führt, möchte ich anhand der schon erwähnten Schöpfungsberichte im Alten Testament zeigen. Ich muss mich dabei auf einen Ausschnitt beschränken, der freilich zentral ist: die Erschaffung des Menschen am 6. Tag. Sie nimmt innerhalb des 1. Schöpfungsberichts, der in seiner Abfolge an dem universalen Zeitgeschenk Israels, der 7-Tage-Woche, orientiert ist, den größten Raum ein.

Menschen und Tiere, jedenfalls die wie der Mensch an die Erde gebundenen, werden an einem Tage geschaffen. Die enge Verbindung zwischen Mensch und Tier wird in der Bibel auch nicht bestritten. Beide sind sterblich und erleiden im Tod das gleiche Schicksal. „Es geht dem Menschen wie dem Vieh: wie dies stirbt so stirbt auch er, und sie haben alle einen Odem“ sagt der Prediger Salomo (3,19). Es mag an dieser Schicksalsgemeinschaft liegen, dass trotz der beherrschenden Stellung des Menschen ursprünglich die Tiere nicht als Nahrung des Menschen vorgesehen waren.

Wissenschaft heute hat auch die Nähe von Mensch und Tier herausgefunden. Die genetische Ausstattung des Menschen und bestimmter Affenarten unterscheidet sich nur wenig. Aber der Mensch ist anders, er trägt ein Attribut, das kein anderes Lebewesen trägt: Er ist das Ebenbild Gottes: *Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf sie als Mann und Weib* (1. Mose c.1 v.27).

(Anmerkung: Was hier in einem Satz von knappster, schmuckloser Präzision gesagt wird, malt der 2. Schöpfungsbericht in der bekannten Darstellung von Adam als dem Erdenkloß aus, dem von Gott der Lebensodem eingeblasen wird.)

Was bedeutet dieses Bild, das Gott gleich ist? Die antike Welt kennt Abbilder des Herrschers, die in seinem Herrschaftsbereich eine ganz bestimmte Bedeutung haben. In einer dem Pharao Tutenchamun gewidmeten Ausstellung waren auf Säulen angebrachte riesige Skulpturen zu sehen, Abbilder des Pharao, die als Hoheitszeichen in den Städten des Reiches seinen Herrschaftsanspruch kennzeichneten. Diese Bilder repräsentieren den König. In der Gottesebenbildlichkeit des Menschen zeichnet sich diese hohe Bestimmung ab: er ist das Hoheitszeichen Gottes, der Mandatsträger Gottes in der geschöpflichen Welt, deswegen werden Bild und Herrschaft verbunden: „*Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer, die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und alle Tiere usw*“ (1. Mose c.1 v.26).

Wie großartig wird von uns Menschen gedacht! Wir sind Bilder Gottes, weil uns eine einzigartige Verantwortung für alles, was geschaffen ist, übertragen worden ist. Wir haben ein Mandat für die geschöpfliche Welt. Wir Menschen können nicht so tun, als ginge uns das, was um uns herum ist, nichts an, oder dürften damit rücksichtslos schalten und walten. Herrscher im biblischen Verständnis sind keine Ausbeuter. Das Herrscherbild der Bibel ist immer von der Vorstellung des Hirten bestimmt, dem Lebendigen zur Obhut, zu guten Händen anvertraut ist. Es ist interessant, dass wir in einer Zeit leben, in der diese uralte Aufgabenzuweisung an den Menschen ganz neu und drängend wieder in den Blick kommt.

Noch in andrer Hinsicht beweist die alte Schöpfungsgeschichte ihre die Moderne bestimmende Kraft. Die Bestimmung aller Menschen als Ebenbilder Gottes ist eine religiöse, kulturelle und soziale Leistung des alten Israel, die ihresgleichen sucht. Ihre Langzeitwirkung hält bis auf den heutigen Tag an. Sie begründet die Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetz, die Unterschiedslosigkeit von Hoch und Niedrig. Sie mobilisiert Widerstandskraft gegen die Sklaverei, die große Sünde des Menschen am Menschen. Sie entfaltet Sprengkraft gegen Rassismus, gegen die Klassifizierung und Bewertung des Menschen nach vermeintlichen oder offenkundigen rassischen Merkmalen – siehe Kopfvermessungen!

„*Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn*“ – das ist und bleibt ein großer Signalruf für die Würde des Menschen, gegen seine Verächtlichmachung und Degradierung. Dieser Ruf ist oft verraten worden, und er steht ständig in Gefahr, verraten zu werden durch die Einteilung der Menschen in solche 1., 2., 3. oder gar keiner Klasse. Aber dieser fundamentale Satz der Heiligen Schrift beweist auch seine heilende und Ordnung schaffende Kraft. 1949 wurde das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland proklamiert „in der Verantwortung vor Gott und den Menschen“. „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ beginnt es in schnörkeloser Gradheit – nach millionenfach geschändeter Würde dieser Satz! „Diese Würde zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt“ – nach grenzenloser staatlicher Hybris dieses neuen Staatsziel Nr. 1! Nach der Zerstörung aller Werte eine politisch-moralische Leistung, die ihr Fundament in der Leistung dieses Schöpfungsberichtes hat.

Die Kraft dieses Fundaments bleibt so lange erhalten, wie es Menschen gibt, die sich von dieser biblischen Schöpfungsbotschaft anreden und bestimmen lassen. Die Gottesebenbildlichkeit und die daraus erwachsene Würde des Menschen sind keine biologisch-naturwissenschaftlichen Kategorien, sie sind nicht beweisbar, sie wurzeln im Glauben, in der Offenheit für das Wort, das wir uns selbst nicht sagen können. Sie wurzeln darin, dass der Schöpfer von Himmel und Erde, der Herr des unermesslichen Kosmos, sich einen Partner gesucht und uns Menschen zu dieser Partnerschaft im Hören, Beten und Tun bestimmt hat.

Es ist oft gefragt worden und wird immer wieder gefragt: ist diese Stellung und Hoheit des Menschen vereinbar mit der naturwissenschaftlichen Evolutionstheorie, wonach sich der Mensch in einer Jahrmillionen währenden Entwicklung aus dem Tierreich herausgebildet hat? Ganz allmählich, auch mit abgestorbenen Nebenlinien, ist dieses zweiseitige, aufrecht gehende, sprachfähige Wesen entstanden, das sich als das begabteste, einfallsreichste, wandlungsfähigste und auch risikoreichste Individuum der Schöpfung herausgestellt hat. Darwin wird immer wieder ins Feld geführt, wenn es gilt, die biblische Schöpfung und den biblischen Glauben überhaupt zu widerlegen. Um es knapp und kurz zu sagen: ich halte Darwin und den Schöpfungsbericht nicht für unvereinbar und absolut konträr. Warum sollte Gott seine Schöpfung inklusive Mensch nicht evolutionär, also über verschiedene Entwicklungsstufen, ins Werk gesetzt haben? Warum sollte es in diesem komplizierten Prozess nicht auch Sackgassen geben und Abbrüche und Neuanfänge?

Zum Konflikt und echten Widerspruch zur biblischen Schöpfungslehre kommt es dann, wenn aus der Evolutionstheorie ideologische Schlussfolgerungen gezogen werden, von denen – das sei betont – Darwin selbst sich kategorisch distanziert hätte. Es gibt zwei solche ideologischen Auswüchse, einmal: die Evolution verfolgt kein Ziel, sie organisiert sich selbst, alles ist zufällig und hat keinen erkennbaren Sinn. Die Menschen sind Zufallsprodukte, Nomaden ohne Aufsicht und Obhut am Rande des Universums, die Sinnfrage läuft ins Leere. Wir sind wie Blätter am Baum des Lebens, wir haben unsere Zeit und dann verwelken wir und fallen ab ins Nichts. Höhere Gedanken und Bestimmungen verbinden sich nicht mit unserer Existenz, deswegen: mache es dir hier so angenehm wie möglich, vorher war nichts und nachher wird auch nichts mehr sein – so ähnlich lautete eine atheistische Reklame vor einiger Zeit an Londoner Bussen.

Die zweite, sehr viel verheerendere Schlussfolgerung besagt: das Prinzip der Evolution ist der Überlebenskampf: survival of the fittest, die Stärksten und die am besten Angepassten überleben, die Schwächeren gehen unter, und sie haben auch nichts anderes verdient. Und dieses Prinzip bestimmt auch die Geschichte, das Verhalten der Völker und der sozialen Gruppen: der Stärkere und Rücksichtslosere siegt! Diese biologisch-darwinistisch motivierte Gnadenlosigkeit, aus der sich die fürchterliche Lehre vom „lebensunwerten Leben“ ableitete, hat 12 Jahre Deutschland regiert und in den Abgrund geführt. Ein Kernelement der NS-Weltanschaugung, eine Basisüberzeugung war: die Geschichte ist ein endloser Kampf, „in dem sich das Recht des Stärkeren, die natürliche Auslese der Überlegenen, das Überleben der Tüchtigsten durchsetzt. Der Krieg wurde zum Vater aller Dinge glorifiziert“ (Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4 S.577). Der ideologisch verbohrte Führer wusste dann auch vor seinem Selbstmord im Bunker nichts anderes mehr zu sagen als: das deutsche Volk hat kein Lebensrecht mehr, denn es hat sich als das schwächere erwiesen.

Es war der Widerstand gegen diesen Ausrottungs-Darwinismus, in dem sich die 4 Lübecker Märtyrer zusammenfanden und den sie mit ihrem Leben bezahlten. Die 3 katholischen Geistlichen wurden im Juni vergangenen Jahres selig gesprochen. Der Kern ihres Widerstands

bestand in der gemeinsamen Vervielfältigung und Verbreitung der berühmten Predigten des Bischofs von Münster, Graf von Galen, die 1941 das Schweigen brachen und öffentlich die Aktion zur Vernichtung des „lebensunwerten Lebens“ anprangerten, die auch über 600 Menschen der Anstalt Strecknitz auf dem Gelände unseres heutigen Universitätsklinikums den Mördern auslieferte.

Ist der mörderische Darwinismus tot? Oder findet er immer noch Anhänger? Findet er auf dem Wirtschafts- und Finanzmarkt der Gegenwart als Naturgesetz und alles bestimmende Schicksalsmacht seine Fortsetzung: schwache Staaten, schwache Schuldner, schwache Arbeitnehmer werden ausgesondert? Das kann man fragen.

Eindeutig liegen die Dinge bei den Neonazis, die Ende März wieder in Lübeck marschieren wollen. Was sie an Fremdenhass, Antisemitismus, Gewalt- und Mordbereitschaft, Verachtung anderer Rassen, Nationalitäten und Hautfarben verbreiten, wurzelt in dem vergifteten Boden der braunen Zeit, ihr Gedankengut herrschte einmal als vermeintliche Wissenschaft und politische Maxime und führte in die Katastrophe, heute muss es auf entschiedenen und deutlich vernehmbaren Widerstand stoßen, zu dem wir alle aufgerufen sind.

Ich bin ausgegangen von der Schöpfungsgeschichte, sie redet uns alle direkt an: dein Leben gründet nicht im Zufall, sondern im Willen des schöpferischen Gottes zum Leben. Er will, dass du da bist. Du hast ein Recht, da zu sein. Luther gibt dieser Gewissheit in seinem Kleinen Katechismus in wunderbarer Präzision Ausdruck: „Ich glaube, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält.“. Albert Schweitzer fasst das „samt allen Kreaturen“ in seinen bekannten Satz: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will“. Das ist ein Verhältnis mit Konflikten, aber es gibt ein gemeinsames Band, eine Grundsolidarität, einen Ruf zur Schonung, zur gegenseitigen Verantwortung und ein Nein zur kalten Unbarmherzigkeit.

Glauben und Wissen ist unser Thema. „Glauben heißt Nichtwissen“ ist eine oft zu hörende Formel. Sie ist grundfalsch. Glauben und Wissen gehören zusammen, sie sind aufeinander angewiesen. Es ist der Glaube an den Schöpfergott, der dem Wissen Tiefe, Demut und Mut zum Handeln verleiht. Er weckt das Staunen, dass etwas da ist und nicht das Nichts regiert. In ihm gründet „die Idee der Menschenrechte, die Idee der Gleichheit aller Menschen vor dem Recht, die Erkenntnis der Unantastbarkeit der Menschenwürde in jedem einzelnen Menschen und das Wissen um die Verantwortung der Menschen für ihr Handeln“ (so Papst Benedict XXVI vor dem Deutschen Bundestag am 22. Sept. 2011). Er erhebt seine mahnende Stimme, wenn Wissenschaft zur lebensfeindlichen Ideologie verkommt, er stellt sich dem zerstörerischen Leitbild des Menschen mit den rücksichtslosesten Ellenbogen in den Weg. Er erinnert, dass in uns, den Menschen, die Schöpfung zum Bewusstsein ihrer selbst kommt, weil wir die Welt sehen, bedenken, erforschen und über das Geschaffene hinaus schauen können auf den, der alles geschaffen hat und in uns Partner sucht. Dieser Glaube ist keine exotische, sektenhafte Randerscheinung, sondern das Zentrum des kulturellen Erbes Europas. Er zwingt keinen, aber er ruft alle.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.